



„Es ist kein Zufall, daß wir für die Aktion des Schauspielers das Wort Verkörperung haben, denn er zeigt sie uns. Die Verschränkung von Leib in Körper, von Körper-Sein und Körper-Haben, mit der wir Menschen fertig werden müssen, wenn uns das Leben hier und jetzt gelingen soll, mit der wir ständig befaßt sind, die uns festhält, führt uns der Schauspieler vor. Der ganze Mensch wird zur Figur. Sein Rollenspiel, zu dem ihn die Gesellschaft zwingt, wird, auf Augenmaß gebracht, zu einem Beispiel. Diese Erinnerung sollte kein Grund sein, das Theater über alle Künste zu stellen. Wohl aber gelingt nur ihm, die Einheit der Sinne in der Fülle ihrer Dimensionen zu zeigen, unbeschadet der Tatsache, daß jede Sinnesmodalität für sich genommen aber eben nur im Zusammenwirken mit einer ihr entsprechenden Aktivität die gleiche Chance hat. Zur Einheit der Sinne kommt der Mensch niemals in bloßer Passivität. Den Qualitäten selber ist sie nicht inhärent, nicht instrumental und nicht intermodal oder synästhetisch. Erst unserer Aktivität erschließt sie sich, und der Verkörperung des Schauspielers gelingt es, sie uns im Bilde eines anderen Menschen zu zeigen.“ (Plessner 1970, 391)

Das Schauspielhafte als Modus von Personalität

Weil und insofern ›Person‹ eine Schutzfunktion von Individualität ist – die Maskenhaftigkeit von Personalität –, kann man [↑Person](#) nicht nur nicht alleine sein, sondern Personalität ist das, was sie ist, auch nur als Dargestelltes. Weil und insofern Personalität keine erkennbare Eigenschaft von gewissen Naturkörpern ist, sondern ein anerkannter gesellschaftlicher Status, leben personale Beziehungen nur in einer je bestimmten Wir-Sphäre und sind dort nur im Vollzug (= in Performanz) das, was sie sind. – Die Alternative ist eine ahistorische Konzeption von Menschenwürde. Falls man das nicht vertreten will ([↑Würde](#)), ist das Schauspielhafte der Modus von Personalität: Person ist man im Vollzug des Miteinander-Schauspielens (was hier noch nicht das Schauspielern als gestaltete Form des basalen Miteinander-Schauspielens meint: Schauspielern ist reflexives Schauspielen, mithin inszeniertes Darstellen; vgl. Früchtel & Zimmermann (Hg.) 2001).

Abgrenzungen

Dass das Schauspielhafte hier *als Modus* begriffen wird, und dass es folglich Personalität nur *in Performanz* gibt, heißt – in direkter Entgegensetzung zu klassischen Rollentheorien der Person –, dass es kein ›eigentliches‹ Selbst hinter den vielen Rollen gibt, die eine Person in ihrem Leben so spielt. – Dies ist die Konkretion der all-



gemeinen prozess-ontologischen Grundannahme (↑[Ontologie](#)), dass Prozesse keinen vor-geordneten Täter resp. Prozess-Unternehmer kennen, womit alle intentionalistischen Handlungstheorien unterlaufen sind und auch alle klassischen Rollentheorien.

Aber ganz genau so, wie aus der Ablehnung intentionalistischer Handlungstheorien nicht folgt, dass jedes Konzept verantwortlicher Akteure *in* Prozessen verloren geht (↑[Person](#)), genau so folgt aus der Ablehnung eines Hinterwelt-Selbst nicht der Verlust jedes Konzept eines Selbst. Aus der Absage an ein Hinterwelt-Selbst folgt nicht die restlose Reduktion der Person auf die Vielzahl der Rollen, die sie spielt.

Eine solch restlose Reduktion wäre *theoretisch* unbefriedigend, weil man gerne sagen möchte, dass jemand, z.B. ich es bin, der diese Rollen spielt, spricht: dass es *meine* Rollen sind. Wenn man dies nicht sagen *könnte*, dann gäbe es keinerlei Rechtsgrund, von unpassenden oder mir unangemessenen Rollen zu sprechen – und der Preis dieser Konsequenz ist zu hoch. Man benötigt das Konzept eines Selbst diesseits der Welt *hinter* den Rollen, also *in* der Welt der Rollen.

Eine solch restlose Reduktion ist auch *politisch* unbefriedigend. Ohne jede Konzeption eines Selbst wird aus der Schauspielhaftigkeit, mithin aus der nur in Performanz gegebenen Persönlichkeit eine bloße *performance*. Genau dies ist auch die herrschende politische Zumutung an ›postmoderne‹ Individuen (vgl. Bartmann 2012-01-25) Eine Grenz-Konzeption des Selbst würde und müsste jenen schmalen Grat zwischen einer Welt hinter den Rollen und einer pur-oberflächlich bloßen Erscheinungswelt gespielter Rollen besetzen, und damit einen real-logischen Unterschied zwischen Performanz und *performance* ausmachen. Anderenfalls wäre das Schauspielhafte kein Modus, sondern wieder eine Eigenschaft, wenn auch eine inszenierte.

Die Logik dieser Grenz-Konzeption des Selbst ist also: Gegen einen restlosen Reduktionismus der Persönlichkeit auf die gespielten Rollen bleibt ein eigenbedeutsames Selbst der Person – es ist nicht so, dass die Person „nichts anderes ist als“ die Vielheit der Rollen, die sie spielt. *Zugleich* gilt: Gegen die klassischen Rollentheorien gibt es kein eigenständiges Selbst hinter der Vielheit der Rollen, die die Person spielt – es ist nicht so, dass die Rollen lediglich Kleider sind, die ein ›eigentliches‹ Selbst anlegt oder ablegt, ohne als Selbst in seiner Entwicklung in dieses Wechselspiel von Rollen verflochten zu sein.

Diese logische Mitte kann man mit Josef König auf die Formel bringen: Das Selbst ist *nichts als* ein Rollenspielendes.

Die Logik der Grund-Losigkeit

Personalität ist eine Schutzfunktion von Individualität. In der (romantischen) Tradition heißt das: *individuum est ineffabile*. Doch diese Formulierung ist missverständlich. Das Individuum *ist* nicht – weder ergründlich noch unergründlich, sondern gesellschaftliche Individuen haben je einen konkreten gesellschaftlichen Status, der sie



Volker Schürmann

entweder auf Bestimmtes festlegt oder aber der ihnen den Schutz der Würde, d.h. der unaustauschbaren Einmaligkeit und damit insbesondere der selbstbestimmten Entwicklungsmöglichkeit, gewährt. Unergründlichkeit ist keine (naturale, kulturelle, transzendente) Eigenschaft von Individuen, sondern Individuen sind (nur) *als Personen* unergründlich. Und insofern gilt: Das, was

- das Schauspielhafte von Persönlichkeit in Bezug auf die individuelle Lebensführung ist, ist
- das Politische in Bezug auf die (demokratische) Gestaltung der Gesellschaft, und ebenso das, was
- das kritische Philosophieren ([↑Kategoriale Formatiertheit](#)) in Bezug auf eine gemeinsame Weltorientiertheit ist, nämlich

„*nichts als* das Legen des Grundes“ (Plessner 1918, hier 174; Hervorhbg. von mir).

Politische Konsequenz

Öffentliche Ämter (und manches mehr) sind gestaltete Rollen, d.h. terminologisch: Inszenierungen und nicht bloße Darstellungen. Öffentliche Ämter zeigen die Person perspektivisch – und d.h. weder, sich zu entblößen, noch, eine bloße Fassade aufzustellen. Was das je genau meint, wird öffentlich verhandelt und unterliegt folglich der historischen und kulturellen Entwicklung.

„Man ist Mensch, sagte Christian Wulff im Fernsehinterview. Wer soll da widersprechen? Doch ums Menschsein geht es nicht, um das Bundespräsidentensein geht es. Das sollte der Amtsträger wissen. [...] Mit dem Bundespräsidenten hat man aber etwas zu tun. [...] Deshalb nehme ich es persönlich, dass der Bundespräsident aus der Rolle fällt. [...] Wenn man die repräsentative Demokratie schätzt, in der man zu leben das Privileg hat, bleibt einem nur das Fremdschämen, wenn Politikern die Fähigkeit zur Rollendistanz abhandengekommen ist.“ (Welzer 2012-01-16, 23)

Literaturverzeichnis

Bartmann, C. (2012-01-25): Die Performance-Falle. In der modernen Bürowelt reicht es nicht, Leistungen zu erbringen – wir alle müssen zu Darstellern unserer Leistung werden. In: Süddeutsche Zeitung v. 25.1.2012, S. 12.

Früchtl, J. & Zimmermann, J. (Hg.) (2001): Ästhetik der Inszenierung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Plessner, H. (1918): Krisis der transzendentalen Wahrheit im Anfang. In: H. Plessner, Gesammelte Schriften (GS). 10 Bände. Hg. v. G. Dux et al. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, Bd. 1 (1980), 143-310.

Plessner, H. (1970): Anthropologie der Sinne. In: H. Plessner (GS), Bd. 3 (1980), S. 317-393.

Welzer, H. (2012-01-16): Er weiß nicht, was seine Rolle bedeutet. In: FAZ v. 16.1.2012, S. 23.